

Von der Vitalität einer toten Sprache : mit dem Latein keineswegs am Ende. Ein Denkanstoss

Autor(en): **Sury, Peter von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein**

Band (Jahr): **99 (2022)**

Heft 6

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1036637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der Vitalität einer toten Sprache

Mit dem Latein keineswegs am Ende. Ein Denkanstoss

Abt Peter von Sury

Abweisend? Hochtrabend?

Ich war nicht darauf gefasst, solchen Sätzen zu begegnen, doch sie haben mir gutgetan: «Er liebte die lateinischen Sätze, weil sie die Ruhe alles Vergangenen in sich trugen. Weil sie einen nicht zwangen, etwas dazu zu sagen. Weil sie Sprache jenseits des Geredes waren. Und weil sie in ihrer Unverrückbarkeit schön waren. Tote Sprachen – Leute, die so darüber redeten, hatten keine Ahnung, wirklich überhaupt keine Ahnung ...» Ich bin kürzlich bei der Lektüre des Buches von Pascal Mercier: «Nachtzug nach Lissabon» (2004) darauf gestossen.

Ich gehöre zu denen, die von Latein eine kleine Ahnung haben. Denn mit zwölf Jahren kam ich an die Kanti in Solothurn, besuchte das Gymnasium und begann, mit sieben Wochenlektionen Latein zu lernen. Darum ist und war Latein für mich zwar eine fremde Sprache, aber keine Fremdsprache, es gehört ein Stück weit zu meinem Leben. Lernete als Ministrant der Sankt-Ursen-Kirche Anfang der Sechzigerjahre noch das «Confiteor», das «Misereatur» und das zungenbrecherische «Suscipiat». Heute ist mir klar: Am Gymnasium Latein zu lernen, war ein Privileg.

Andere empfinden das anders. Im letzten März schlug ich in einem kirchlichen Gremium vor, für eine Website, die neu eingerichtet werden sollte, eine lateinische Domäne zu verwenden. Das hätte den Vorteil, meinte ich etwas naiv, dass für die drei Landessprachen Deutsch, Französisch und Italienisch der gleiche Begriff verwendet werden könnte. Umständehalber nannte ich als Beispiel «Miserere» (Hab Erbarmen);

denn «Fiat lux» (Es werde Licht), das auch gepasst hätte, war bereits von einer Freimaurerloge besetzt. Im Protokoll wurde festgehalten: «Die Vorschläge für die Webadresse werden eingehend diskutiert. Lateinisch kommt nicht infrage, da dies als abweisend und hochtrabend aufgefasst werden könnte.»

Diese Einschätzung machte mich stutzig und nachdenklich und ein wenig traurig. Wirkt Latein heute tatsächlich abweisend und hochtrabend? Verschwindet es deshalb mehr und mehr aus den Gymnasien? Sind wir tatsächlich am Ende mit dem Latein? Wie verhält es sich denn mit den zahllosen englischen Begriffen und Wörtern, die tagtäglich in unsere Sprache und in alle Lebensbereiche eindringen? Wer hat jemals danach gefragt, wer von den Leuten diese Wörter auch versteht und korrekt aussprechen kann? Den wenigsten dürfte bewusst sein, dass zahllose lateinische Wörter in den englischen Wortschatz aufgenommen wurden und sich über diesen diskreten Umweg als äusserst resistent und langlebig erweisen. Im Verborgenen, unter der Oberfläche sozusagen, haben sie ihre Vitalität bewahrt. Nach wie vor spricht man erstaunlicherweise von der «lateinischen Schweiz», wenn es darum geht, die Westschweiz zusammen mit dem Tessin als kulturell-politische Einheit darzustellen, etwa was das Stimmverhalten betrifft.

Herzensangelegenheit

Das kritische Echo aus der kirchlichen Öffentlichkeit veranlasste mich im letzten Sommer, das Thema in unserer Klostersgemeinschaft zur

DOMINICA PRIMA ADVENTUS

I Classis. Semiduplex

IN PRIMIS VESPERIS

In primis Vesperis: Psalmi de Sabbato: 144b, 145, 146, 147

In secundis Vesperis: Psalmi de Dominica: 109, 110, 111, 112

1. Antiphona w



N il- la di- e * stil-lá-bunt montes dul-
cé- di-nem, et col-les flu-ent lac et mel,
al-le-lú-ja. E u o u a e.

2. Ant. wd

J U-cun- dá- re, * fí- li- a Si-on, ex-súl-ta sa-tis,
fí- li- a Je-rú-sa-lem, al-le-lú-ja. E u o u a e.

3. Ant. u

E C-ce Dó-mi-nus vé-ni-et, * et omnes sancti e- jus cum
e- o: et e- rit in di- e il- la lux magna, al- le- lú- ja.

Sprache zu bringen. Es war nicht das erste Mal, dass wir uns über das Latein austauschten. Nach wir vor singen wir im Kloster Mariastein, weit mehr als in andern Benediktinerklöstern, gewisse Teile der Liturgie auf Latein, nämlich die Vesper an Festen und Hochfesten und das Nachtgebet, die Komplet, an Hochfesten. Damit haben wir uns eine grosse Vertrautheit mit den Texten und Melodien bewahrt. Wir

benutzen hierfür das zweibändige «Antiphonarium Monasticum», eine vor achtzig Jahren entstandene typografische Meisterleistung. Herausgeberin war die schweizerische Benediktinerkongregation, gedruckt wurde es 1943 im Kloster Engelberg. Der Einsiedler Pater Thaddäus Zingg (1903–1991) schmückte es mit passenden Holzschnitten, sodass das Chorgebet nicht nur zum Ohrenschaus wird, sondern auch zur Augenweide. Als Beispiel diene die Seite zum 1. Adventssonntag (siehe linke Spalte). Auch in der Konventmesse am Sonntag und am Werktag ist das Latein präsent, dank der Schola mit P. Armin und P. Leonhard, die dafür das sog. «Graduale» zur Hand nehmen. Wirkt das fürs gläubige Volk, für Leute, die uns beten und singen hören, oder auch für die Mönche, die nie die Gelegenheit hatten, Latein zu lernen, «anmassend und hochtrabend»? Das Ergebnis unserer Gespräche war klar und erfolgte ohne Zögern: Wir wollen am Latein festhalten, ja, wir «hängen» am Latein. Es ist und bleibt uns lieb und teuer. Keine Spur vom «Ende des Lateins». Erstaunlicherweise löst diese tote Sprache in uns und andern nach wie vor höchst lebendige Gefühle und tiefe Emotionen aus; ganz ähnlich wie bei der Klosterbibliothek.

Manches bleibt unerklärlich. Das geben uns Gäste – auch jüngere – immer wieder zu verstehen¹. Sie fänden es, sagen sie, ausserordentlich schade, wenn wir das Latein aufgeben würden. Ein Beispiel: Vor etwa fünf Jahren erhielten wir von einem Ehepaar aus dem Bernbiet folgende Rückmeldung: Sie seien am Vorabend des 8. September, des Festes Maria Geburt, zufällig in der Josefskapelle gewesen und hätten uns beim Singen der lateinischen Vesper zugehört. Das sei so schön gewesen, dass sie geweint hätten vor Ergriffenheit, auch wenn sie nichts verstanden haben. Wer den Hymnus «Ave maris stella» kennt, versteht diese überwältigende Reaktion.

¹ In einer der nächsten Ausgaben wird dazu ein Text unseres Kirchenmusikers Christoph Anzböck erscheinen.

Hebräisch, lateinisch, griechisch

Das Latein bleibt ein wichtiger Teil unseres kulturellen Erbes, zu dem wir Sorge tragen wollen. Doch es ist mehr. Es gehört mit dem Hebräischen und dem Griechischen zum Kern der christlichen Glaubenstradition. Die Kirche wird bis ans Ende der Zeiten darauf angewiesen sein, diese drei Sprachen, die in der Fülle der Zeiten die frohe Botschaft aufgenommen haben, intus zu bewahren, um die Botschaft des Heiles in jede Zeit, in jede Kultur, in jede Sprache neu und verständlich übersetzen zu können: «Pilatus liess auch ein Schild anfertigen und oben am Kreuz befestigen; die Inschrift lautete: Jesus von Nazaret, der König der Juden ... Die Inschrift war hebräisch, lateinisch und griechisch abgefasst» (Johannes 19,19f.). Die Kenntnis dieser drei Sprachen und die bleibende Vertrautheit mit ihnen ist für die Weitergabe des Evangeliums alles andere als ein Luxus, sie bleibt zwingend notwendig.

Über die Vulgata-Übersetzung der Bibel und der Psalmen, die auf Hieronymus im 4./5. Jahrhundert zurückgeht, verbindet uns diese vermeintlich tote Sprache und die mit ihr verwobene Musik wie ein lebendiger Strom mit den Menschen der zurückliegenden Jahrhunderte, mit unseren klösterlichen Vorfahren, mit Musikern, Dichtern, Theologen, mit ihrem Glauben, Ringen, Zweifeln. Wir haben uns gar gefragt, ob wir seinen Gebrauch in der Liturgie nicht eher ausweiten sollten, indem wir z.B. am Sonntag das CREDO (Glaubensbekenntnis) und das PATER NOSTER (Vaterunser) auf Latein singen und beten, auch weil das Gottesvolk, das zu unseren Gottesdiensten kommt, sprachlich und kulturell ziemlich bunt zusammengesetzt ist. Das Latein als eine Möglichkeit kirchlicher Beheimatung, als sinnlich erfahrbares Band der Zugehörigkeit? Das geht nicht mehr wie selbstverständlich, es will eingeübt und angeeignet werden, wie ein schönes Gedicht, das wir auswendig lernen, bis es ein Teil unserer selbst wird. Erleichtert haben wir festgestellt, dass sich darüber heute unaufgeregter und ernsthafter diskutieren lässt. Ganz nebenbei: Wir möchten diesen kostbaren Schatz nicht den Traditionalisten überlassen.


«An jenem Tag»

Die Klarheit und Schönheit des Lateins zeigt sich besonders in der Liturgie, die den Übergang vom alten zum neuen Kirchenjahr begleitet. Jeder Übergang birgt seine Tücken. Einerseits gilt es, Vertrautes, Liebgewonnenes loszulassen, Schluss zu machen, einen Punkt zu setzen, andererseits kommt Unbekanntes, Überraschendes, Bedrohliches auf uns zu, das gleichzeitig neue Chancen und Perspektiven eröffnet und der Hoffnung frischen Sauerstoff zuführt.

Das Kirchenjahr geht am Samstag vor dem ersten Adventssonntag zu Ende. An diesem Samstag endet die Messfeier am Vormittag mit dem Kommunionsgesang, der sog. Communio. Sie zeichnet sich aus durch eine grosse Innigkeit, die sich im IV. Ton des gregorianischen Chorals besonders zeigt. Verhaltene Wehmut des Abschieds, gleichzeitig Ausblick in eine verheissungsvolle Zukunft bilden darin eine wunderbare Einheit. Der Text – «Jerusalem quae aedificatur ut civitas» – ist dem Psalm 122 entnommen (nach der lateinischen Zählung: Psalm 121). Er redet von Jerusalem, der Stadt des Friedens, der Sehnsucht und der Geborgenheit in Gottes Gegenwart. Damit wird im Moment des Abschieds unser Blick und unser Herz aufs himmlische Jerusalem gelenkt. So wird dem Abschied eine unbändige Vor-Freude auf das, was kommen wird, beigemischt. Inhalt und Klang bilden eine vollkommene Osmose, Singen und Hören verbinden sich zur reinen Gegen-

Ps. 121, 3. 4

CO. IV



E-rú-sa-lem, * quae ae-di-fi-cá-tur ut cí-vi-tas,
cu-ius parti-ci-pá-ti-o e-ius in id-ípsum: illuc e-nim
ascen-dé-runt tri-bus, tri-bus Dómi-ni, ad con-
fi-téndum nó-mi-ni tu-o, Dó-mi-ne.

Ps. 121, 1. 2. 5. 6. 7. 8. 9

wart, in der Vergangenheit und Zukunft fraglos ineinanderfliessen. Hoffentlich, hoffentlich können wir diese Communio, trotz alternder Stimmen und flatternder Stimmbänder, auch nächstes Jahr noch singen, bleibt es der Kirche und den Menschen die nächsten zehn und hundert und tausend Jahre und bis ans Ende der Zeiten erhalten.

Dann beginnt am gleichen Tag das neue Kirchenjahr, die Adventszeit, am Samstagabend mit der ersten Vesper. Wir singen sie in der lateinischen Version, sie fängt an mit der Antiphon: «In illa die stillabunt montes dulcedinem», gesungen im klassischen und majestätischen achten Ton (siehe Seite 11). Absolut unverwechselbar, einzigartig, einmalig. Der Text greift die fast 3000-jährige Botschaft der Propheten Joel (4,18) und Amos (9,13) auf: «An jenem Tag triefen die Berge von Süssigkeit, und von den Höhen strömen Milch und Honig. Halleluja». Jener Tag! In jener Zeit! Ist das Vergangenheit, ist es Zukunft oder alles gleichzeitig?

Solche Worte, solche Töne säumen den Weg durch den Advent, machen die Zeit der Vorbereitung auf Weihnachten zur Gelegenheit, die Freude an Gott und am Christsein und an der Kirche zu erneuern und zu vertiefen. Es ist mir, als würde ich nach langen Monaten der Trennung endlich wieder einem geliebten Menschen begegnen, dessen blosse Anwesenheit glücklich macht und unglaublich guttut. Eine Art Seligkeit geht von ihm aus, eine Glaubensfreude, verhalten, frisch und kraftvoll.

Gegen Ende des Advents melden sich in der Liturgie die sog. «O-Antiphonen» wieder: Auch sie: alte, höchst liebenswürdige Bekannte! Es sind Gesänge (Antiphonen), welche am Ende der Vesper das Magnificat, den Lobgesang Marias, einrahmen (vgl. den Hinweis auf das Adventsingen am 11. Dezember, Seite 27). In eingängigen Bildern aus dem Alten Testament werden Themen und Metaphern aufgegriffen, welche auf das Kommen des Messias gedeutet werden und, nach christlichem Verständnis, das Kommen des Heilands ankünden. Die stets gleichbleibende Melodie beginnt mit einem Ausruf des anbetenden Staunens, mit einem reich modulierten «Oh!» und gipfelt im langgezogenen,

sehnsuchtsvollen «Veni! Komm!» Es ist der Ruf, der am Ende der Bibel steht: «Komm, Herr Jesus! Maranatha!» Es ist der Ruf, der in der Heiligen Nacht erschallt: «Heute ist euch der Retter geboren!», der Ruf, der uns hineinführt in einen neuen Anfang, der uns hinführt zur Krippe, zum Christkind, zu Maria und Josef, zu den Engeln, zu den Hirten, deren Augenzeugenbericht ein grosses Staunen auslöst: «Und alle, die es hörten, staunten ...» (Lukas 2,8–20). Kommt, lasset uns staunen und anbeten!

Übers Heft verteilt sind die Initialen der sieben O-Antiphonen aus dem «Antiphonarium Monasticum» (1943). Wir singen sie in Mariastein in der Zeit vom 17. bis zum 23. Dezember in deutscher Übersetzung. Die erste O-Antiphon (17. Dezember; siehe Seite 41) besingt die göttliche Weisheit: O Sapientia! Die vollständigen lateinischen und deutschen Texte und weitere Informationen finden Sie auf unserer Website www.kloster-mariastein.ch und ab Ende November auf dem YouTube-Kanal.

